

Ein „Rosenkavalier“ für den Himmel

Grandios: Barrie Kosky inszeniert die Strauss-Oper an der Bayerischen Staatsoper

Von Jesko Schulze-Reimpell

München – Am Ende schweben sie gen Himmel: das unsterbliche Liebespaar, Octavian und Sophie. Die Bühne verdunkelt sich, nur noch die Standuhr leuchtet, der uralte Engel Cupido öffnet das Gehäuse und entfernt einen Zeiger. Die Zeit steht still – für die Liebe.

Ein Schluss wie im Märchen, ein Ausweg ins Unwirkliche.

Aber so richtig in der Mechanik der Zeit geschieht nichts in Barrie Koskys Neuinszenierung des „Rosenkavaliers“ von Richard Strauss an der Bayerischen Staatsoper. Die Premiere fand coronabedingt im Fernsehen auf Arte und im Internet als Stream statt. Es ist ein großes Spiel, schon wie Librettist Hugo von Hofmannsthal und Strauss die Oper gestaltet haben. Ein Wiederaufleben des Rokoko, aber mit der walzseligen musikalischen Sprache des frühen 20. Jahrhunderts. Eine Geschichte im Hochadel angesiedelt, wie er so zu Lebzeiten von Strauss längst nicht mehr existierte, und im 18. Jahrhundert im Grunde auch nicht. Ein schönes Märchen – wie aus der Zeit gefallen. Und doch irgendwie so menschlich, so lebensklug, wie kaum etwas, was man auf den Theaterbühnen erleben kann.

Genauso inszeniert Kosky die wohl populärste Oper des 20. Jahrhunderts. Als eine Geschichte über die Zeit und zwischen den Zeiten. Als ein wunderschöner Stilbruch, zwischen allen Moden und Richtungen, in der Raum und Zeit außer Kraft gesetzt sind.

Zentrales Utensil der Inszenierung ist die Standuhr, deren Zeiger während der Ouvertüre in einem irren Wirbel über das Ziffernblatt laufen. Und auf deren Pendel die Marschallin sitzt, nachdem sie ihre nachdenklich-weise Arie im ersten Akt gesungen hat: „Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar

nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie.“

Tatsächlich ist Koskys Inszenierung ein großer Stilmischmasch. Die Hauptdarsteller agieren in Kostümen der Gegenwart, aber die Requisiten und die Figuren der Vergangenheit tauchen überraschend immer wieder auf: der Sänger aus der Zeit Ludwig XIV., die Bacchus-Figuren im zweiten Akt, die silberne Prunkkutsche Ludwig II. Der erste Akt dieser furiosen Inszenierung spielt in edlem Dunkel, im Hintergrund allenfalls blass gezeichnete Andeutungen eines Rokokoschlusses. Im zweiten Akt befinden wir uns im Reich der Allegorien, riesige Gemälde im Rubens-Stil hängen an den Wänden, die Figuren auf der Bühne, scheinen manchmal direkt aus den Bildern gelaufen zu sein. Und im Schlussakt findet die große Intrige in einem alten Kinosaal statt, die Blamage des Großmauls Ochs muss sich vor Publikum abspielen.

Aber besser noch als alle barock-sinnenfreudigen Bilder ist die Schauspielführung. Kosky und der designierte Generalmusikdirektor der Staatsoper, Vladimir Jurowski, haben ein fantastisches Sängensemble zusammengestellt, das frisch und agil agiert. Marlis Petersen, die Marschallin, ist hier eine noch ziemlich jugendliche, wendig und attraktive Frau, sie verströmt glockenreine Soprantöne. Christof Fischesser als Baron Ochs ist ein hyperaktiver Mochtegem-Casanova, immerzu bemüht, die Fäden seiner verschiedenen Liebschaften gleichzeitig in den Händen zu halten. Es macht bereits Stress, ihm nur zuzusehen, aber man ist hingerissen von seiner erdigen, tiefschwarzen Stimme. Katharina Konradi als Sophie kommt aus dem Strahlen im zweiten Akt überhaupt nicht heraus, so erwartungsfroh hofft sie auf ihren Bräutigam, und so verliebt-hingerissen ist sie dann von Octavian.



Liebesglück ohne Verfallsdatum: Sophie (Katharina Konradi) und Octavian (Samantha Hankey) vor der Standuhr des Lebens im leeren Nationaltheater. Foto: Hösl

Dabei singt sie mit traumhafter Leichtigkeit. Wunderbar auch Samantha Hankey als Octavian, die verblüffend männlich die Herzen der Frauen erobert. Das alles sind Traumbesetzungen. Und wenn drei von ihnen (Octavian, Marschallin, Sophie) im Terzett im dritten Akt immer höhere Koloraturen erklimmen, dann ist wirklich der Höhepunkt der Oper erreicht.

Auswirkungen der Pandemie sind allenfalls beim Orchester zu spüren. Vladimir Jurowski griff auf die reduzierte Version von Eberhard Kloke zurück – dabei sitzen nur rund 40 Musiker im Orchestergraben. Um ein gewisses Maß an Fülle herzustellen, treten Konzertflügel und Harmonium hinzu. Dem Sound tut das fast sogar gut. Die Orchesterbegleitung wirkt spritziger, kammermusikalischer, manchmal auch ein bisschen schrill und wenig romantisch-sämig. So gelingt Jurowski eine eher nüchtern-bewegliche Darstellung mit vielen interessanten Differenzierungen.

Eine Wohltat also, ein meisterhafter Abend – und das ohne Publikum, einsam vor den Fernsehkameras. Das allein macht Koskys und Jurowskis Leistung schon so eindrucksvoll. Schwer hatten sie es ohnehin: Denn gerade Kosky musste antreten gegen die inzwischen schon legendäre rokokohafte Inszenierung von Otto Schenk aus den frühen 70er Jahren – für viele Münchner längst ein Klassiker. Nun tritt eine neue meisterhafte Version an die Stelle – bald hoffentlich auch als reales Ereignis, auf der echten Bühne, vor realen Menschen im Theater. **DK**

ZUM STÜCK

Theater: Bayerische Staatsoper in München
Inszenierung: Barrie Kosky
Dirigent: Vladimir Jurowski
Kostüme: Victoria Behr
Dauer: ca. dreieinhalb Stunden
Vorstellungen: BR-Klassik.de

Sting-Album: Musik mit Freunden

Berlin – Er sang zu Eric Claptons Gitarre und machte Reggae mit Shaggy: Sting („Englishman In New York“) hat sich im Laufe seiner jahrzehntelangen Karriere mit etlichen Musik-Größen zusammengetan. Nun bringt der 69-jährige Brite eine Sammlung mit 17 Duetten der vergangenen 30 Jahre heraus.

Neben Clapton und Shaggy tauchen auf dem Album andere berühmte Namen wie Annie Lennox, Zucchero und Julio Iglesias auf. Das Album „Duets“ zeigt allerdings nicht nur, wie viele verschiedene Musikerinnen und Musiker Sting auf seinem bisherigen Weg begleitet haben. Es beweist auch, wie sich der frühere Bassist der Punk/Reggae-Band The Police („So Lonely“) immer wieder neu erfunden hat.

Das Spektrum reicht von Klassikern wie „My Funny Valentine“ mit Jazz-Pianist Herbie Hancock bis hin zu Songs mit Rappern wie Gims und Gashi. Auch in Kinofilmen war Sting während seiner Musiker-Laufbahn zu hören: Für „Lethal



Im Duett: Sting (r) und Zucchero sind auf dem neuen Album „Duets“ zu hören. Foto: dpa

Weapon 3“ mit Mel Gibson und Danny Glover steuerte er 1992 zusammen mit Clapton und US-Komponist Michael Kamen den Song „It's Probably Me“ bei. Im Video dazu bildet das Klacken und Zünden eines Zippo-Feuerzeuges den Grundbeat. Mit Reggae-Sänger Shaggy nahm Sting 2018 sogar ein komplettes Album („44/876“) auf. Der Song „Don't Make Me Wait“ wurde zum Sommerhit.

Eine Webseite zur Duett-Sammlung bringt die Songs in eine zeitliche Reihenfolge – es ist eine musikalische Reise von 1992 bis 2020. Dazu gibt Gordon Matthew Sumner alias Sting kurze Video-Einblicke, wie die Songs entstanden sind und welche Freundschaften sich dadurch gebildet haben. Die Anekdoten bringen einem den Musiker und sein Werk noch einmal näher. Daher ist auch zu verschmerzen, dass keine brandneuen Songs auf dem Album zu hören sind. Das jüngste Lied ist immerhin noch kein Jahr alt: Im Corona-Herbst brachte Sting zusammen mit seinem Freund Zucchero „September“ heraus. **dpa**

Er schrieb das Gedicht zu 9/11

Warschau – Der polnische Dichter und Essayist Adam Zagajewski ist tot. Er starb am Sonntag im Alter von 75 Jahren in Krakau, wie polnische Medien unter Berufung auf seinen Herausgeber berichteten. Zagajewski lebte abwechselnd in Polen und in den USA, wo er an der Universität in Chicago Literatur unterrichtete. Bekannt war er unter anderem für ein Gedicht zu den Anschlägen vom 11. September 2001, das das US-Magazin „The New Yorker“ damals in seiner Sonderausgabe druckte.

Zagajewski war ein prominenter Vertreter der polnischen Neuen Welle. 1975 gehörte er zu den Unterzeichnern eines offenen Briefs, in dem sich dutzende Intellektuelle gegen geplante Verfassungsänderungen der kommunistischen Regierung aussprachen. 1982 wanderte Zagajewski nach Paris aus, 2002 kehrte er nach Krakau zurück. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, mehrfach galt er als Anwärter auf den Literatur-Nobelpreis. **afp**

„Borat“-Film preiswürdig

Los Angeles/New York – Ein Thriller voll schwarzem Humor und eine überdrehte Politiksatire auf die USA unter Donald Trump haben am Sonntag in den USA Preise für die besten Drehbücher des Jahres gewonnen. Drehbuchautorin und Regisseurin Emerald Fennell bekam für ihr Debüt „Promising Young Woman“ den Writers Guild Award in der Kategorie bestes Originaldrehbuch. Das neunköpfige Team hinter Story und Drehbuch von „Borat Anschluss Moviefilm“ erhielt die Auszeichnung für das beste adaptierte Drehbuch. Beide Filme sind in den gleichen Sparten auch für einen Oscar am 25. April nominiert. Die Autorengilde hat andere Kriterien dafür, welche Filme wählbar sind als die Oscar-Akademie. Deshalb konnten die drei Oscar-Favoriten „Nomadland“, „The Father“ und „Minari“ nicht nominiert werden.

In den Serienkategorien gewann das Schach-Drama „Das Damengambit“ den Preis für das beste adaptierte Langformat und die Frauenrechts-Serie „Mrs. America“ die Auszeichnung als bestes Original-Langformat. Beste neue Serie wurde die warmherzige Fußball-Reihe „Ted Lasso“. Die WGA-Awards haben eine gemischte Bilanz, was ihre Prognosekraft für die Oscars angeht. In den vergangenen Jahren wurden häufig andere Drehbücher ausgezeichnet. 2020 gewannen zwar bei beiden Verleihungen mit „Parasite“ und „Jojo Rabbit“ dieselben Filme. 2019 siegten bei den WGA-Awards aber „Eighth Grade“ und „Can You Ever Forgive Me“, während bei den Oscars „BlackKkKlansman“ und „The Green Book“ abräumten. **dpa**

Spiegel der Persönlichkeit

Vergangenheit und Gegenwart von Schmuck am Körper – Ausstellung im Münchner Stadtmuseum

Von Annette Krauß

München – „Schmuck hat heute keine Funktion mehr, sondern ist Darstellung von Persönlichkeit. Denn wie wir uns präsentieren, ist ein Teil der Kommunikation.“ Karen Ponkoppidan, die die Klasse für Schmuck und Geräte der Münchner Akademie der Bildenden Künste leitet, stellte 2019 eigene Kreationen in der Villa Stuck aus und zeigte eine provokante Position, in der es nicht um Tragbarkeit von Objekten ging, sondern um eine Darstellung des eigenen „Ich“. Jetzt hat die 1968 in Dänemark geborene Künstlerin ihre Akademie-Schüler eingeladen, sich mit historischem Schmuck auseinanderzusetzen. Unter dem Titel „MUC/Schmuck“ werden rund 50 zeitgenössische Arbei-

ten konfrontiert mit knapp hundert Schmuckstücken aus der Zeit zwischen 1880 und 1930.

Anlass für die Ausstellung im Münchner Stadtmuseum ist der Ankauf einer Privatsammlung: Der Münchner Schmuck wurde über Jahrzehnte zusammengetragen von Beate Dryvon Zezschwitz. Die 1940 geborene Kunsthistorikerin und Kunsthändlerin erwarb insgesamt 198 Schmuckstücke in München und Umgebung. Der Ankauf dieser Objekte für das Stadtmuseum wurde mit 100 000 Euro durch die Kulturstiftung der Länder gefördert.

Beim Blick auf diesen historischen Schmuck wird deutlich, dass er vorwiegend in Silber gefertigt wurde, kombiniert mit Steinen und Perlen – Gold und Diamanten sind rar. Dies ist we-

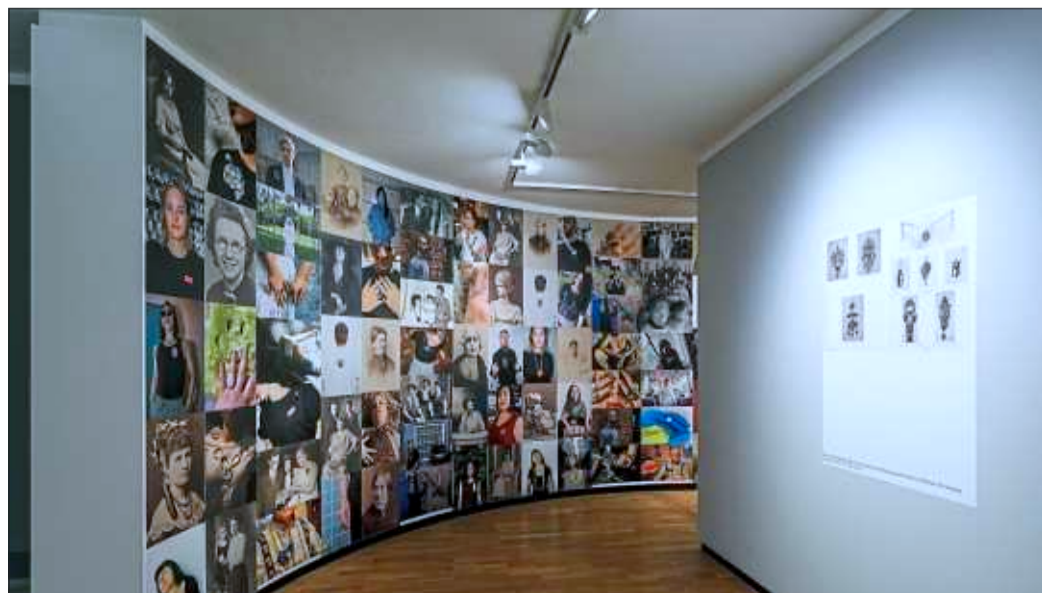
niger bewusste Bescheidenheit als ein Mangel in Folge des Ersten Weltkriegs und der Inflation. Der Fantasie der Goldschmiede tat das keinen Abbruch, vielmehr orientierte man sich an floralen Dekorationen des Jugendstils oder an der Ornamentik des Historismus durch Rückgriffe auf Renaissance und Rokoko.

Es braucht Aufmerksamkeit, um diese sehr fein gearbeiteten historischen Objekte in dem wandhohen Schaukastengang zu studieren. Denn ins Auge fallen vor allem die modernen Exponate – durch ihre Materialien, ihre Formen, ihre Aussagen. Wenn zu Anfang des 20. Jahrhunderts Elfenbein zu feinen Reliefs geschmitten wurde, dann ist heute die Verwendung dieses kostbaren Materials verpönt und verboten. Die Frage

nach unserem Umgang mit der Natur ist virulent, und so verwandelt Patrik Graf eine echte Schweinense zu einer Brosche und Danni Chen formt aus Wachs einen Spargel als Ketten-Anhänger. Paul Adie interpretiert den traditionellen Cocktail-Ring neu, indem er statt protziger Steine nur Aluminium und Farbe verarbeitet. Andere Materialien sind Eierschalen, Sandkasten-Förmchen aus Plastik oder Holz-Stücke; sogar eine Sammlung von Gewürz-Tütchen verarbeitet Mariko Kakinaga zu Broschen. Materialien des Alltags werden zur Selbstdarstellung benutzt – bis hin zum Staub, den Yi Cao auf Edelstahl festhält und zur Brosche formt.

Allen Künstlern gemein ist, dass sie eine Ausbildung im Goldschmiede-Handwerk abgeschlossen haben und nun an der Akademie in etwa fünf Jahren eine eigene Position entwickeln, um dann ein Atelier zu gründen. Ihre von der Kuratorin Antonia Voit sehr puristisch präsentierten Exponate werden ergänzt von einer Broschüre, die viel Wissenswertes über die Münchner Goldschmiede-Szene vermittelt. Lebendig wird die Schau dort, wo eine Fotowand das Tragen von Schmuck damals und heute zeigt. Historische Schwarz-Weiß-Fotografien aus dem Archiv des Stadtmuseums sind kombiniert mit farbigen Porträts der Studierenden, die stolz ihr eigenes Werk am Körper präsentieren. **DK**

Bis 26. September im Münchner Stadtmuseum, St.-Jakobs-Platz 1. Öffnungszeiten und Tickets mit Zeitfenster unter www.muenchner-stadtmuseum.de.



Überzeugende Vielfalt: Auf der Fotowand in der Ausstellung wird das Tragen von Schmuck damals und heute sichtbar. Foto: Stadtmuseum München